

FORUM

VORTRAGSREIHE DES INSTITUTS DER DEUTSCHEN WIRTSCHAFT KÖLN

Jg. 53 - Nr. 1 - 31.12.2002

Gerd Habermann

IST DER WETTBEWERB ASSOZIAL?

„Von seinen wohltätigen Wirkungen her gesehen, ist der Wettbewerb moralisch voll gerechtfertigt. Wichtig wäre, in einer Zivilgesellschaft eine Ethik zu lehren, die seiner elementaren Bedeutung Rechnung trägt.“ Diese Feststellung traf Dr. Gerd Habermann, Leiter des Unternehmerinstituts der ASU e.V., vor den Unternehmern des ASU-Regionalkreises Münsterland am 8. Oktober 2002 in Osnabrück.

Nachdem der internationale Wettbewerb spätestens nach 1989 – man sollte meinen für alle Zeiten – jedem die Unterlegenheit kollektivistischer Systeme drastisch vor Augen geführt hat, indem der Sozialismus gerade das erzeugt hat, was er überwinden wollte – Massenarmut und Ausbeutung der Schwachen – schwillt nun wieder der Chor der Markt- und Tauschkritiker an. Sie nennen sich „Globalisierungskritiker“, sehen also in der zunehmenden weltwirtschaftlichen Vernetzung eine Gefahr. Auch haben wir am 22. September in Deutschland die Bestätigung einer Regierung erlebt, zu deren Pflichtenheft traditionelle Umverteilung, nationale Zwangssolidarität und nationale Zwangsvorsorge für alle – bis tief in die Probleme des Privatlebens hinein – gehören, während Wettbewerb, Marktwirtschaft, Eigentum und Selbstständigkeit mit Skepsis betrachtet werden. Es wird versucht, die überholten nationalen Versorgungsanstalten, den deutschen Wohlfahrtsstaat, der sich seit langem an die Stelle der Sozialen Marktwirtschaft gesetzt hat, mit for-

ciertem Fiskalismus zu retten. Damit wird freilich nur jene Entwicklung, die uns zunehmende Wohlstandsverluste und damit verbunden heftigere Umverteilungskämpfe bringen muss, beschleunigt. Denn wenn nicht die anonymen Abstimmungsmechanismen der Märkte, sondern die Politik darüber entscheidet, was jedem an Einkommen und sozialem Status zusteht, rückt die politisierte Verteilungsfrage brutal in den Mittelpunkt: Die Erwerbstätigen werden sich gegen die Rentner wenden, die Jungen gegen die Alten, die Gesunden gegen die Kranken, die Arbeitslosen gegen die Arbeitsplatzbesitzer, die Habenichtse gegen die sozialen Besitzständler. Der Wettbewerb ist von Franz Böhm einmal als „Entmachtungsinstrument“ charakterisiert worden. In welchem Ausmaß sich inzwischen Freiheit und Wettbewerb zugunsten monopolistischer Staatsmacht verschoben haben, zeigen die Staats- und Abgabenquoten, die man zu Recht als „Entmündigungskoeffizienten“ bezeichnet hat. An die Stelle von Eigentum, Vertragsfreiheit und



Herausgegeben vom Institut der deutschen Wirtschaft Köln (IW)

Chefredakteur: Axel Rhein · Verantwortlich für den Inhalt: Rolf Pitz, beide Köln, Telefon (02 21) 49 81-5 16 · E-Mail: pitz@iwkoeln.de

Verlag: Deutscher Institutes-Verlag GmbH, Postfach 51 06 70, 50942 Köln · Druck: Berthold, Kovalaeer

Selbstständigkeit wie zu Erhards Zeiten ist das Ideal der egalitären Staatsversorgung getreten – oder, polemisch gesprochen, das Ideal einer „komfortablen Stallfütterung“ (Wilhelm Röpke). Man soll doch nicht länger so reden, als wenn wir noch in einer „Sozialen Marktwirtschaft“ im Sinne Erhards lebten!

Der „Neoliberalismus“ wurde für viele zum Feindbild – besonders für jene Kritiker von Attac und im politischen Islam, deren reaktionäre Ideale auf eine allgemeine Verarmung hinauslaufen, wenn sie die Chance bekommen, sich durchzusetzen.

Was ist der Gegensatz zum Wettbewerb? Es ist nicht die „Solidarität“, sondern das Monopol, das sich mit Solidaritätsargumenten schmückt. Es gibt hier nichts „Drittes“, von dem deutschen Kuriosum eines „solidarischen Wettbewerbs“ zwischen den gesetzlichen Kassen des Krankenversicherungssystems einmal abgesehen. Alles was mit „Mono“ anfängt (Monogamie und Monotheismus allenfalls ausgenommen), wird von den Menschen nicht besonders goutiert: Monopol, Monokultur, Monomanie, Monokratie, Monotonie ...

Man ist als Referent im 21. Jahrhundert erstaunt über das Bedürfnis, den Wettbewerb als wichtigste soziale Institution gegen seine Kritiker zu verteidigen, die nun schon so lange erfolglos ihre Gegenrezepte ausprobiert haben. Ist der Wettbewerb nicht der „Vater aller Dinge“? Ist nicht der Mensch selbst Ergebnis eines scharfen Wettbewerbs, der ihm jenes Gehirn angezuchtet hat, dessen Möglichkeit weit über die Bedürfnisse des bloßen Überlebens hinausgeht und das zu wunderbaren Leistungen fähig ist? Ist er nicht die Grundlage unserer Kultur, ihrer zivilisatorischen Annehmlichkeiten, ihrer geistigen Freiheit ebenso wie ihrer sozialen Fürsorge und der besseren Überlebenschancen besonders der „sozial Schwachen“? War es nicht der Wettbewerb auf industriell-technischer Basis, der die Armut als Massenerscheinung in den letzten zwei Jahrhunderten überwunden, der die Emanzipation des

„kleinen Mannes“ ermöglicht hat? Wann konnten je so viele Menschen so gut leben wie heutzutage? Es ist keine Übertreibung zu behaupten, dass ohne diesen Wettbewerb als Ansporn und Auslese das Los der Armen und der „kleinen Leute“ sich drastisch verschlechtern würde, sofern sie überhaupt physisch weiterexistieren könnten. Wenn sich „sozial Schwache“ bzw. deren selbst ernannte Sprecher über die Erbarmungslosigkeit der Globalisierung beklagen, so beklagen sie sich über ihre eigene Existenzvoraussetzung.

Wettbewerb ist, ich wiederhole, ein Entmachtungsinstrument. Der Unternehmer wird dadurch dem Markt – den Bedürfnissen seiner Kunden – untertan. Der „Stärkste“ in einer Marktwirtschaft ist derjenige, der am besten seinem Nächsten dient – und jeder ausgegebene Euro stimmt täglich darüber ab, wer das ist. Es ist geradezu phantastisch, wie hier das Eigeninteresse, selbst der ödeste Egoismus, sich nur durch freiwillig akzeptierte Leistungen im Dienste des Nächsten zur Geltung bringen kann.

Kritiker des Wettbewerbs sprechen von seiner angeblich desintegrierenden Wirkung. Sie verkennen, dass der Wettbewerb das soziale Band verstärken kann – ich meine nicht nur im Sinne der universalen Friedenshoffnungen der Freihandelstheoretiker. So wird durch die Arbeitsteilung jene organische Solidarität des Marktes gestiftet, von der schon Emile Durkheim sprach. Sein soziologischer Kollege in Deutschland, Georg Simmel, hat sich mit dieser oft übersehenen solidarischen Dimension des Wettbewerbs ausführlich auseinandergesetzt. Wir lesen in seiner „Soziologie“: „Der Konkurrenz gelingt unzählige Male, was sonst nur der Liebe gelingt: Das Ausspähen der innersten Wünsche eines anderen, bevor sie ihm noch selbst bewusst geworden sind. Die ... Spannung gegen den Konkurrenten schärft ... bei dem Kaufmann die Feinfühligkeit für die Neigung des Publikums bis zu einem fast hellseherischen Instinkt für die bevorstehenden Wandlungen seines Geschmacks, seiner Moden,

seiner Interessen ... Die moderne Konkurrenz, die man als den Kampf aller gegen alle kennzeichnet, ist auch zugleich der Kampf aller um alle."

Der Wettbewerb um die Gunst der Kunden führt zu diesem freundlichen Serviceklima, das wir alle an Amerika bewundern. Wir konnten in den vergangenen Jahren in Deutschland sehen, dass die Zurückdrängung staatlicher Dienstleistungsmonopole immer auch zivilisierende Wirkungen in Hinsicht auf den Umgang miteinander hatte. Auch stärkste Staatsmonopole wie früher Post, Telekommunikation, Bahn oder Rundfunk müssen sich jetzt um ihre Kunden bemühen. Man sieht noch ihre traditionelle „arrogance of power“, aber ihre Selbstgefälligkeit geht doch zurück. Als der Wunsch des Bürgers nach einem Telefonanschluss nicht mehr als „Antrag“ entgegengenommen, sondern als „Auftrag“ aufgefasst wurde, war diese Wende markiert. Ein anderes Beispiel: Im Sozialismus ist das Zuweisen eines Platzes in einem Lokal ein Machtinstrument, in den USA eine freundliche Dienstleistung für den Gast! Dieselbe Institution gewinnt je nach der Gegebenheit von Monopol oder Wettbewerb ein vollständig anderes Gesicht.

Wettbewerb ist auch, mit dem berühmten Ausdruck Friedrich August von Hayeks, ein „Entdeckungsverfahren“. Wettbewerb muss, so schreibt Hayek, als ein Prozess angesehen werden, in dem Menschen Wissen erwerben und einander mitteilen. Der Wettbewerb ist das Verfahren, in dem ermittelt wird, wer von uns was am besten weiß, wer der Beste, der Schnellste, der Klügste, der Gefälligste ist; wer den bestmöglichen Standort, das bestmögliche Produkt, das bestmögliche Verfahren, den bestmöglichen Zeitpunkt erkannt hat. Darüber lassen sich keine A-priori-Entscheidungen der Politik vom Grünen Tisch her treffen, darüber kann allein der wissens- oder informationsgenerierende Wettbewerb urteilen. Monopol dagegen heißt regelmäßig: Wissensverlust, Willkür, Herumstochern im Nebel – und als Ergebnis Wohlfahrtsverluste und kultureller Nie-

dergang. Bereiche, die von der Politik reguliert werden, wie namentlich der gesamte Bereich der sozialen Sicherung und hier besonders drastisch das zu drei Vierteln kollektivistische Gesundheitswesen, stehen in einer ständigen Krise. Das Ergebnis der ignoranten politischen Eingriffe ist hier nur: die Verschärfung des Gruppenkampfes, des „Kampfes um die Beute“ und am Ende natürlich Leistungsverfall und Verarmung. Man arbeitet hier gegenwärtig sogar mit dem vollständig antiquierten Instrument des Preisstopps!

Leider muss man sich immer wieder mit dem Einwand auseinandersetzen, der Wettbewerb benachteilige die „Schwächeren“ oder zumindest die „Hilflosen“. In Wirklichkeit setzt er jedoch Kräfte frei, von denen alle profitieren und die jeden im Suchverfahren von „trial and error“ auf den nützlichsten Platz im Rahmen der Arbeitsteilung verweisen, wenn es auch kein besonders respektable Platz sein mag. Monopole verschlechtern die Lebensverhältnisse aller – von der demütigenden Abhängigkeit und Verformung der Mentalität abgesehen –, denn wer ein Monopol innehat, kann den gnädigen und ungnädigen Herrn spielen gegenüber dem abhängigen Kunden, der eher ein Bittsteller ist.

Andere behaupten, der Wettbewerb würde die moralischen Standards ruinieren und die Gesellschaft in einen sozialen Darwinismus treiben, indem er Erfolgsprämien auf Rücksichtslosigkeit setze und zur „Ellenbogengesellschaft“ führe. In Wirklichkeit können aber gerade wettbewerblich organisierte Gesellschaften so viel für Hilflose erübrigen wie keine andere Gesellschaftsform. Dies schon deshalb, weil sie wohlhabender sind. Moderne Wettbewerbsgesellschaften haben es nicht nötig, Kinder oder hilflose Alte auszusetzen, weil sie nicht mehr ernährt werden können, wie dies im alten Japan oder bei den Eskimos der Fall war.

Darüber hinaus spornt der Wettbewerb die „Schwächeren“ – wer immer das im Einzelfall sein mag – an,

ihre spezifische Nische und besonderen Auftrag im Dienst an anderen zu suchen. Für die Hilflosen tritt, wo nicht der Staat, eine umfassende private Wohltätigkeit ein, die wettbewerblich organisiert sein kann.

Wo der Staat das Soziale bei seinen Behörden monopolisiert, wird die spontane Mitmenschlichkeit und Nächstenliebe dagegen getötet. „Soziale Kälte“ ist dann das unvermeidliche Ergebnis. Was private Wohltätigkeit hervorbringt, zeigen musterhaft die USA und auch Deutschland im 19. Jahrhundert, bevor es der „Sozialisierung des Sozialen“ seit Bismarck unterworfen wurde. „Solidarität“ ist gewiss gut, sofern sie freiwillig geschieht. Erzwungene Solidarität ist moralisch ohne Wert. Wer mit der Pistole auf der Brust dazu gezwungen wird, seinem Nächsten zu helfen, dessen moralische Standards können sehr niedrig sein. Aber leider ist gerade diese „menschenverachtende“ Solidarität das Hauptinstrument der Regierungen: Das Verteilen angeblicher sozialer Wohltaten auf fremde Kosten ...

Von seinen wohltätigen Wirkungen her gesehen, ist der Wettbewerb moralisch voll gerechtfertigt. Wichtig wäre, in einer Zivilgesellschaft eine Ethik zu lehren, die seiner elementaren Bedeutung Rechnung trägt. Den Bürger müssen „agonale“ Tugenden gelehrt, ihm dürfen nicht nur soziale Grundrechte vermittelt oder eingeredet werden, die über Staatszwang und Monopol immer Ineffizienz mit sich führen.

Es entspricht dem Ideal wohlverstandener Selbstverwirklichung, sich im friedlichen Wettbewerb um nützliche Dienste für Dritte weiterzubringen. In diesem Wettbewerb sind jene bürgerlichen Tugenden vorteilhaft, wie sie Benjamin Franklin so gelobt hat: Fleiß, Selbstdisziplin, Vertragstreue. Es muss viel stärker betont werden, dass Freiheit Wettbewerb bedeutet und damit auch Selbstverantwortlichkeit für dessen Ergebnisse.

Das Streben nach Monopolen sollte dagegen moralisch gebrandmarkt werden, auch wenn es der

Staat ist, der dieses Monopol anstrebt oder innehat wie im Bereich der sozialen Sicherung. Zwar geht auch innerhalb von Monopolen der Wettbewerb weiter, aber leider in parasitärer Form. Die Alternative heißt eben nicht Wettbewerb oder Nicht-Wettbewerb. Sie liegt in den Voraussetzungen und der Art des Wettbewerbs: bei fairem Leistungswettbewerb oder bei fairer, behindernder, betrügerischer Konkurrenz. Deshalb ist es unsinnig, gegen den Wettbewerb an sich zu polemisieren. Es ist ein alter Trick der Wettbewerbskritiker, einfach den moralischen Rahmen von verbindlichen Regeln zu übersehen, in denen in einer Marktwirtschaft allein Wettbewerb stattfinden kann und darf (Verbot von Gewalt, Betrug, Raub usw.). Wettbewerb ist zusammen mit der Institution des Eigentums die wichtigste soziale Institution überhaupt. Keine andere Einrichtung dient so dem Gemeinwohl, wenn wir darunter das Überleben und Gedeihen des Gemeinwesens, auch der Schwächeren und Schwächsten verstehen wollen.

Wettbewerb hält für jeden eine Nische bereit. Nur er kann lehren, diese zu entdecken. So ist der Wettbewerb auch eine Selbstfindungs- und eine Selbstentdeckungsmethode. Darin liegt ein zusätzlicher ästhetischer Reiz. Wettbewerb fördert die Ausbildung von Persönlichkeiten, wie sie Wilhelm von Humboldt in seiner Jugendschrift über die „Grenzen der Staatstätigkeit“ vorschwebten: Der stolze Menschentyp, der sich in der „Mannigfaltigkeit der Situationen“ auf eigene Verantwortung bewähren muss.

Kennen Sie den ersten sozialen Grundsatz des Wettbewerbs?: „Wenn Du eine hilfreiche Hand brauchst, so suche sie am Ende Deines rechten Armes.“ Von diesem gesunden Grundsatz der Subsidiarität sind wir im Begriff, uns auf Kosten der angeblich oder tatsächlich „sozial Schwachen“ immer weiter zu entfernen. Eine grundlegende Wende in der ethischen Debatte, in der allgemeinen Bewertung des Wettbewerbs in Staat und Kirchen, ist dringend erforderlich.